

»Die Helden sind ratlos«

Der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter (* 28. April 1923 in Berlin; † 19. Dezember 2011 in Gießen) über unvollständige Männer und vollkommene Frauen, seine verlorene Jugend in der Nazi-Zeit und das Urerlebnis des Krieges - Von Beate Lakotta und Katja Thimm - 01.10.2006, 13.00 Uhr • aus DER SPIEGEL 40/2006



SPIEGEL: Herr Richter, seit einem halben Jahrhundert sind Sie als Analytiker der Deutschen eine Reizfigur. Sie waren mit großen Männern der Welt vertraut und mischen sich, mit 83 Jahren, noch immer vernehmlich ein. Wagen wir ein Gedankenexperiment: Stellen Sie sich vor, sie wären 1923 als Mädchen zur Welt gekommen - wie wäre dann Ihr Leben verlaufen?

Richter: Meine Mutter rechnete nach der Fehlgeburt eines Mädchens sogar mit einem Mädchen, als ich kam. Sie war eine schöne, starke, sehr temperamentvolle Frau, 18 Jahre jünger als mein Vater. Sie hatte eine herzerfrischende Wärme, liebte elegante Kleidung. Ich überlege, wie eine Tochter es geschafft hätte, neben ihr groß zu werden. Das wäre vermutlich nicht einfach gewesen. Aus mir wollte die Mutter jedenfalls einen starken Jungen machen.

SPIEGEL: Eine schwierige Aufgabe?

Richter: Einmal kam ich in Berlin heulend nach Hause, weil ein Nachbarsjunge mich geschlagen hatte. Da verlangte sie: Geh runter und hau zurück! Das habe ich, ihr zu Gefallen, mit zusammengebissenen Zähnen getan. Später habe ich dann gern mit anderen gerungen und geboxt, um mich gegen andere zu behaupten - auch um mich meiner Männlichkeit zu versichern.

SPIEGEL: Ihr neues Buch beschäftigt sich mit ebendieser Männlichkeit; sie befinde sich in der Krise, lautet Ihre Diagnose*. Wie kommen Sie darauf?

Richter: Unsere Kultur ist seit Jahrhunderten von der Vorherrschaft der Männer geprägt. Im öffentlichen Leben zählen Rationalismus und Härte, Durchsetzungswille und Siegenmüssen. Aber da haben Frauen inzwischen weit aufgeholt. Psychologisch gesehen, haben sie sich vermännlicht. Sie haben zu ihren ursprünglichen Stärken neue hinzugewonnen und sich vervollkommen. Die Männer sind geblieben, was sie waren. Gemessen an den Frauen, sind sie nun unvollständige, sozusagen halbe Wesen. Sie müssen ganz werden.

SPIEGEL: Ihr berühmter Kollege C. G. Jung schlug schon vor einem halben Jahrhundert vor: »So wird sich der Mann gezwungen sehen, ein Stück Weiblichkeit zu entwickeln, das heißt psycho-logisch und erotisch sehend zu werden, um nicht hoffnungslos und knabenhaft bewundernd der vorausgehenden Frau nachlaufen zu müssen, auf die Gefahr hin, von ihr in die Tasche gesteckt zu werden.«

Richter: Ein hübsches Symbol übrigens. »Tasche« ist ja Uterus. Es ist ein altes Thema der Männer, dass sie immer wieder mal die Sehnsucht haben, in den Uterus zurückzukriechen. Andererseits haben sie seit eh und je Angst vor der erotischen Überlegenheit der Frau. Noch Freud, der ja so eine kluge Tochter hatte, warnte die Männer davor, ihre Energie an die Frau und ihre Liebeswünsche zu vergeuden. Das halte sie nur von ihrer wichtigen Kulturarbeit ab, zu der Frauen weniger in der Lage seien, weil sie ihre triebhafte Energie weniger in geistige Tätigkeit umsetzen könnten.

SPIEGEL: Da zeichnet sich ein gewisser Fortschritt ab: Auf dem Schreibtisch von Generalbundes-anwältin Monika Harms haben Reporter einen Zettel mit einem Spruch gesichtet: »Frauen müssen alles doppelt so gut machen wie Männer - glücklicherweise ist das nicht schwer.«

Richter: Haha, das ist gut!

SPIEGEL: Sie lachen. Dabei ist die Lage ernst: Als Familienoberhaupt haben die Männer ausge-dient, als moderne Partner und Väter suchen sie noch nach ihrer Rolle, als Ernährer werden sie nicht mehr gebraucht und, im Zeitalter der Samenbanken, nicht mal mehr als Erzeuger. Was nun?

Richter: Ja, die Helden sind ratlos. Jetzt sollten sie zusehen, dass sie schleunigst ihre Weiblichkeit entdecken. Versöhnlichkeit, Hilfsbereitschaft, Bindungsverlangen, Toleranz, Empfindsamkeit: Diese für das Zusammenleben unentbehrlichen Eigenschaften haben die Männer bisher bei den Frauen entsorgt. Der Philosoph Richard Rorty sagt: Der Fortschritt unserer Gesellschaft hänge nicht vom weiteren Erstarken unseres Intellekts ab, sondern davon, dass sich der Horizont unseres Mitfühlens erweitere. Und da sind Frauen begabter.

SPIEGEL: Und jetzt wollen Sie die Männer rumdrehen?

Richter: Wissen Sie, es geht mir nicht um »die Männer« und »die Frauen«. Unter »männlich« und »weiblich« fasse ich Wesensarten zusammen, die nach unserer kulturellen Übereinkunft jeweils einem Geschlecht zugeordnet sind, obwohl sie in jedem einzelnen Mann und jeder Frau gleichermaßen ausgeprägt sein können. In diesem Sinne trete ich ein für die weibliche Vervollständigung des Mannes.

SPIEGEL: Sie beschreiben Geschichte auch als Abfolge von Kriegen, die von Männern geführt werden. Betrachtet man Krieg als Versagen der Zivilisation, dann befindet sich die Kultur der Männlichkeit schon seit Jahrtausenden in der Dauerkrise. Einen besonderen Tiefpunkt haben Sie in Ihrer Jugend selbst miterlebt. Damals hieß es: »Flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Krupp-Stahl.«

Richter: Das war schon in der Schule nicht meine Sache. Der 1. Mai etwa, das war für mich immer Quälerei: frühmorgens um fünf zum Reichssportfeld zu marschieren, um mit Hunderttausenden dazustehen. Das Empfinden einer gemeinschaftlichen Großartigkeit - das war eine Form von Männlichkeit, zu der ich nicht angelegt war.

SPIEGEL: War Ihr Vater Ihnen kein Vorbild in dieser Hinsicht?

Richter: Mein Vater war ein stiller Ingenieur und Erfinder, der ein Lehrbuch über Feinmechanik geschrieben hat. Morgens wurde er mit dem großen Auto abgeholt, und ich guckte ihm vom Balkon aus hinterher. Obwohl er am Ende bei Siemens als Direktor ein paar tausend Leute unter sich hatte, weigerte er sich beharrlich, den Leuten ein Beispiel durch Eintritt in die Partei zu geben. Das habe ich bewundert.

SPIEGEL: Hat er sich an Ihrer Erziehung beteiligt, mit Ihnen gespielt oder vorgelesen?

Richter: Nein, wenig. Aber er nahm mich mit in die Berge, auf die Jagd oder zu Hertha BSC. Das waren die Fäden der Verbundenheit mit meinem Vater. Er war immer sehr familiär eingestellt, ungeheuer verlässlich. Er war nur meiner Mutter nicht gewachsen, was Temperament und Kommunikation anging.

SPIEGEL: Wie sah damals Ihre Vorstellung von Männlichkeit aus?

Richter: Das ist nicht so leicht zu beantworten. Mit 13 wurde ich Pimpf. Fünf Jahre später, im Spätwinter '42, kam ich nach Russland, leichte Artillerie. Zuerst waren wir in Ruhestellung, in einem Dorf bei Moskau. Alles mit Schnee bedeckt, wir Soldaten in den Blockhütten im Dorf verteilt. Die russische Familie, bei der ich mit einem Kameraden nächtigte, hatte nur einen Raum. Sie hatten zwei kleine Kinder, und von der Decke hing eine Wiege mit einem Säugling. Die Oma hat das Kind geschaukelt und gesungen. Wir waren Eindringlinge, Feinde. Wir hatten die über-fallen, und die waren völlig ratlos; zumal sie kein Radio hatten. Sie hatten so offene Augen und waren so ungeschützt in ihren Gefühlen; auch zu uns waren sie so liebenswürdig. Da sagte ich zu meinem Kameraden: Guck dir die an, und guck dir uns an: Schämste dich nicht?

SPIEGEL: Solche Gefühle konnte man sich in der Schlacht nicht leisten.

Richter: Ja, dort hielt man es nur aus, indem man sich total verbarg. Ich habe meine innere Welt bewahren können mit meinen Reclam-Bändchen, jeden Tag ein paar Minuten, vor allem Romantisches; Hölderlin. Nur so konnte ich mich gegen die tägliche Erfahrung von Verrohung schützen. Als Rekruten hatten wir gelernt, das Gehirn abzuschalten, wenn wir etwa beim Robben durch den Schnee unter der Gasmaske singen mussten. Wir

hatten das Gefühl, ein vergessener Haufen zu sein, Schütze Arsch, ein wahres Nichts. Der Batteriechef aber fuhr einen grau umlackierten BMW, und seine Hauptsorge war, ob er den nach dem Krieg behalten kann.

SPIEGEL: Sie haben auch selbst getötet.

Richter: Ja, auch wenn ich nicht sehen konnte, wen wir töteten. Als Richtkanonier stand ich hinter der Haubitze, und wir schossen meist sieben, acht Kilometer weit. Aber wenn wir vorrückten, lagen da auch tote Frauen und Kinder. Dann dachte ich immer an die Familie in der Blockhütte.

SPIEGEL: Haben Sie sich schuldig gefühlt?

Richter: Ich hatte schon die Vorstellung, dass wir für diesen Krieg später furchtbar bestraft werden würden. Aber im Feld stellte sich Fatalismus ein: Ich sah keine Chance zum Entrinnen. Was ich heute wieder erlebe, dass um einen herum Leute im gleichen Lebensalter sterben, geschah damals täglich. Aus dem Krieg kam ich zurück wie ein Greis, psychisch vorgealtert. Dabei war ich eigentlich noch ein Junge.

SPIEGEL: Wie war das Wiedersehen mit Ihren Eltern?

Richter: Das belastet mich bis heute: Ich hatte sie gedrängt, bis zum Kriegsende aufs Land zu gehen. Im Sommer '45 haben sie dort einen Spaziergang gemacht. Betrunkene Russen stürzten sich auf meine Mutter. Mein Vater hat sie verteidigt, sie hat sich gewehrt. Die Russen haben beide erstochen. In dem Haus in Berlin aber hatten alle überlebt. Ich war also schuld. Und ich war mutterseelenallein - Trümmer innerlich, Trümmer in Berlin. Aber ich hatte das Gefühl: Es steht dir nicht zu, zu klagen. Schließlich waren wir verantwortlich für diesen Krieg. Es war ein großer Brei aus Elend, Schuld und Verzweiflung. Aber man konnte nicht darüber sprechen.

SPIEGEL: Die Unfähigkeit zu leiden, sagen Sie, sei Teil der Krise, die Sie beschreiben. Warum?

Richter: Uns war zwölf Jahre lang gelehrt worden: Es gibt nur siegen oder heroisch sterben. Heute leben wir in einer Demokratie, aber die Diskriminierung des Leidens hat sich erhalten. Es gilt nach wie vor als unmännlich. In unserer Konkurrenzgesellschaft gilt verlieren als Schande; und die Verlierer hassen sich für ihr Scheitern. Es ist wie ein kulturelles Gebot, zu verleugnen, dass unsere Existenz das Tragen von Schmerz, Verlusten und Niederlagen notwendig macht. Wir sind jederzeit zerbrechliche Wesen. Leiden ist eine Grundfarbe unseres Lebens.

SPIEGEL: Der Mensch neigt dazu, sie zu übertünchen. Denn sie macht Angst ...

Richter: ... und wer Angst hat, sehnt sich nach Erlösung daraus. Nur ist seit der Aufklärung unsere Glaubens- und Gottesgewissheit geschwunden. Wir wollen mündig sein, wir brauchen keinen Trost, keine Gnade und Erlösung mehr von oben, das machen wir alles selbst mit den Hilfsmitteln unseres wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Wie Freud sagt: Wir sind Prothesengötter. Der Haken ist nur: Selbst wenn wir den Weltraum militarisieren - wir sind nicht allmächtig.

SPIEGEL: Predigen Sie jetzt die Rückkehr zur Religion?

Richter: Predigen ist nichts für Psychoanalytiker. Sie können nur zu verstehen helfen, dass die Welt friedloser wird, wenn wir das Vertrauen verlieren, dass im Menschen Mitmenschlichkeit und Versöhnlichkeit angelegt sind. Die Welt wird friedloser, wenn Menschen sich auf die erpresserische Übermacht von Waffen (...oder Spritzen; Anm. RG) mehr verlassen als darauf, ihr Zusammenleben auf Gleichheit, Ebenbürtigkeit und Gerechtigkeit zu gründen. Das zeigt sich immer wieder.

SPIEGEL: An welches Beispiel denken Sie?

Richter: Der 11. September hat bewiesen, dass Unverletzbarkeit eine Utopie ist. Doch Bush reagierte wie im Sandkasten: Jetzt machen wir Krieg, siegen und vernichten das Böse. Das Resultat war: Der Terrorismus wurde bedrohlicher als je zuvor. Militärische Gewalt hat die Zahl selbstmordbereiter Fundamentalisten vervielfacht.

SPIEGEL: Ihr Vorschlag zur Lösung des Terrorismusproblems ist, den Machtlosen die Hand zu reichen. Das klingt naiv, eine schöne Gutmenschen-Theorie.

Richter: Als die Palästinenser nach den Vereinbarungen von Oslo 1993 einen lebensfähigen Staat greifbar nahe sahen, gab es drei Jahre lang fast keine Intifada. Israel und Palästina sind der Schauplatz für ein Weltproblem: die tragische Komplizenschaft von militärischer und terroristischer Gewalt. Und die USA und Europa haben mit ihrer Politik diese Verbindung gestärkt, statt friedenswillige Mehrheiten in der Bevölkerung zu unterstützen. Doch es wird nie eine Sicherheit gegeneinander, sondern nur miteinander geben. (hochaktuell! Anm. RG)

SPIEGEL: Glauben Sie denn im Ernst, eine weiblichere Welt wäre ein Hort des Friedens?

Richter: Lassen Sie sich nicht davon täuschen, dass es Frauen wie Maggie Thatcher oder Condi Rice gibt, die Männer in puncto Machtbewusstsein noch übertreffen. Ich setze meine Hoffnungen auf diejenigen, denen es auf ihrem Weg nach oben gelingt, ihre soziale Stärke, ihr Mitgefühl und ihre Fürsorge mitzunehmen.

SPIEGEL: Ist das die neue Doppelbelastung der Frau?

Richter: Nein. Männer sollten genauso Kampfkraft mit sozialer Potenz verbinden. Da gibt es ja Vorbilder: Gandhi sagte von sich selbst, er wolle besser sein als alle Mütter. Er setzte sich demonstrativ ans Spinnrad und pflegte hingebungsvoll seinen kranken Vater. Oder Mandela: Als Terrorist befehligte er blutige Anschläge. Nach 27 Jahren Gefängnis sagte er: »Ich glaube an die Herzensgüte in jedem Menschen.« Das mögen Sie kitschig finden, aber es wurde der Antrieb für seine erfolgreiche Strategie der Versöhnung. Auch Willy Brandt hatte weibliche Züge. Er heulte, als Adenauer ihm im Wahlkampf seine uneheliche Geburt vorhielt. Aber seine soziale Sensibilität war seine größte Stärke. Denken Sie nur an den Kniefall!

SPIEGEL: Mit Brandt verband Sie ein langjähriges persönliches und politisches Einvernehmen ...

Richter: ... für ihn wie für mich ging es nach dem Krieg darum, eigenes Leid zu verwandeln in etwas Tragfähiges. Mir hat dabei meine Frau sehr geholfen. Sie unterrichtete nach dem Krieg als Lehrerin seelisch gestörte Kinder, ich kümmerte mich in einer Beratungs- und Forschungsstelle auch um die Eltern. Da sahen wir, wie diese beschädigten Väter und Mütter ihre Kinder überfrachteten: Stellvertretend für die kaputten Eltern sollten sie erfolgreich sein. Sie wurden zu Sündenböcken gemacht, um die Eltern von eigenen Schuldgefühlen zu entlasten. Söhne mussten als Ersatzpartner für ihre gefallenen Väter herhalten.

SPIEGEL: Genau diese Kinder sind es, aus denen später die 68er wurden.

Richter: Ja. Die meisten hatten zumindest Raubkopien meines Buches »Eltern, Kind und Neurose« gelesen und darin ihre pathologischen Familienverhältnisse wiedergefunden. Heute werden die 68er ja als Revoluzzer beschrieben. Meine Studenten hier in Gießen wollten aber nicht mit der roten Fahne das System stürzen. Die zog es zu den Obdachlosen, den Flüchtlingen, den Randgruppen oder in die Dritte Welt. Diese jungen Leute kamen meinem Ideal einer erwachsenen (...auch heute infantilen; Anm. RG) Gesellschaft ziemlich nahe: Sie haben sich fürsorglich, mitfühlend und verantwortlich verhalten.

SPIEGEL: Rückblickend haben sie aber die Welt nicht verbessert. Manche dieser Hilfsaktionen wirken aus heutiger Sicht reichlich hilflos.

Richter: Da widerspreche ich. Zum Beispiel die berüchtigte Eulenkopfsiedlung in Gießen: 120 Familien und über 400 Kinder, Gewalt, Alkohol, Prostitution, die Wohnungen ohne Dusche und völlig vergammelt. Da ging es uns nicht um Agitation. Wir haben uns darum gekümmert, dass die Kinder zur Schule gingen und etwas in den Kopf bekamen, damit sie sich zu wehren lernen. Wir sind mit den Familien zu den Behörden gegangen, damit sie Duschen bekommen. Denn es gab eine Verordnung in Hessen, dass die Leute sich erst einmal bessern sollten, bevor sie den Einbau von Duschen verdienten.

SPIEGEL: Entsprachen diese Söhne der Soldatenväter mit ihrem Engagement für die Schwachen Ihrem Wunschbild nach einer Verweiblichung des Mannes?

Richter: Durchaus. Wenn diese jungen Männer aus purem Idealismus mit Kindern in der Vorschule spielten und Granini-Flaschen mit Plaka-Farbe bemalten, kam keiner auf die Idee, das sei weibisch. Umgekehrt hatten die jungen Frauen damals die Freiheit, nicht mehr nur dabeizusitzen und zuzuhören, was die Männer sagten. Sie waren kämpferisch und mutig.

SPIEGEL: Dennoch: Der Anspruch aus dem Kinderladen-Biotop hat sich nicht durchgesetzt. Wir erleben zurzeit eine Art Roll-back: Neokonservative Publizisten wünschen sich die Rückkehr der Fünziger-Jahre-Familie. Die ehemalige Nachrichtensprecherin Eva Herman liefert mit ihrem »Eva-Prinzip« weibliche Schützenhilfe.

Richter: Als Psychoanalytiker schließe ich: Wenn dieses Buch massenhaft gekauft wird, dann wird es wohl heimliche Wünsche von Leserinnen ansprechen.

SPIEGEL: Sie stimmen Frau Herman zu?

Richter: Überhaupt nicht. Der Befund stimmt: Weil Frauen erfolgreich aufbegehrt haben gegen den Ausschluss aus dem öffentlichen Leben, ist die traditionelle Familie geschwächt und damit ein Stück Solidarität aus der Gesellschaft verschwunden. Aber die Lösung kann nicht darin liegen, dass die Frau wieder ihre alte Service-Rolle für Familie und Mitmenschlichkeit einnimmt. Es ist jetzt an den Männern, diesen Mangel auszugleichen und ihrerseits Selbstachtung aus dem zu beziehen, was ich »Elterlichkeit« nenne: gemeinschaftliche Sorge für andere und für Kinder.

SPIEGEL: Nach unserem Eindruck wollen das ja viele junge Väter. Aber ihr neues Selbstbild bringt sie in Konflikt: Sie können ihr Arbeitsleben nicht so organisieren, dass ihnen genügend Zeit für die Familie bleibt. Über hunderttausend Väter werden jedes Jahr geschieden - keine gute Voraussetzung für Elterlichkeit.

Richter: Immerhin formulieren manche von ihnen dieses Bedürfnis. Das ist neu. Ich finde übrigens, dabei können sie sich einiges von den alten Männern abschauen. Die haben oft überraschend viel Mütterliches in ihrem Denken, wenn sie erst einmal abgeschlossen haben mit der Karriere, dem Erobern und dem Siegenmüssen.

SPIEGEL: Wir versprechen Ihnen: Bei echten Kerlen werden Sie mit Ihren Hoffnungsträgern - Frauen und sanften alten Männern - keinen Blumentopf gewinnen.

Richter: Ach, ich werde seit Jahrzehnten als Weichei, Softie oder Träumer niedergemacht. Aber da halte ich es mit dem wilden Nietzsche. Der hat gesagt: Das Gute missfällt uns, wenn wir ihm nicht gewachsen sind.

SPIEGEL: Herr Richter, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Horst-Eberhard Richter: »Die Krise der Männlichkeit in der unerwachsenen Gesellschaft«. Psychosozial-Verlag, Gießen; 284 Seiten; 19,90 Euro. Das Gespräch führten die Redakteurinnen Beate Lakotta und Katja Thimm. * Vor der Ost-Berliner Erlöserkirche, 1984.